

zwei Treppen, wo der künftige Direktor des Deutschen Theaters, in Arbeit vergraben, hauste, und erfuhr, daß Hauptmann gestern abend angekommen und nun noch seinen gesunden Kinderschlaf in den Vormittag hinein schlafe. Brahm und ich flüsterten, aber er regte sich schon, er hatte uns schon gehört. Plötzlich vernahmen wir seine helle, übermütig singende Stimme: „Heute abend, heute abend gehn wir bei die Duse!“ Die große italienische Schauspielerin, die damals in der ganzen Welt triumphierte und mit ihrer einzigartigen Kunst alle Tiefen der Frauenseele offenbarte, besaß die ganze Liebe des deutschen Dichters. Nun sehnte sich Hauptmann, sie wiederzusehen, nun freute er sich auf ihre Kameeliendame wie ein übermütiger Junge. „Heute abend gehn wir bei die Duse!“ sang er, in Berlin erwachend.

Als ich dann an jenem schönen Sommermorgen in seinen Schreiberhauer Garten trat, fand ich ihn äußerlich heiter und lebhaft. Er nahm mich bei der Hand und ging mit mir umher, er sprach in seiner stoßenden, etwas mühsamen Weise, die immer den treffenden Ausdruck suchte, immer wieder verwarf, was eben gekommen war und dadurch anstrengend, aber um so einprägsamer wirkte. Seine Stimme war hell und nasal, keine schöne, wohl lautende, aber eine brüderlich menschliche Stimme. Unruhig zuckte es in seinem Weberenkel-Gesicht, das auch in der Zeit des Ruhmes noch den Weg der Not, den seine armen Vorfahren im Eulengebirge gegangen, spiegelte. Es wußte von allem Leid, und so schmiegte man sich an diesen Menschen.

Daß er auch an einer Dichtung aus der Welt christlicher Sehnsuchtschuf, wußte ich von Max Marschalk, der die Musik zu „Hanneles Himmelfahrt“ komponierte. Niemand aber wußte an jenem Vormittag, wie weit das neue Werk gediehen. Auch der Komponist zweifelte noch an einer baldigen Vollendung. Nur Frau Marie Hauptmann, die schon an seinen Studiengängen durch die armen Weberhütten ganz unliterarisch, nur menschlich helfend teilgenommen, war

eingeweiht, wieweit es mit dem armen Dorfkinde „Hannele“ stand. Sie aber schwieg, sie wartete, bis der Dichter sprechen würde.

Wir kehrten in das Haus zum Mittagessen zurück. Hier war auch meine Mutter inzwischen eingetroffen. Hauptmann neigte sich mit echtem Anteil zu ihr, er war ein Sohn in allem, was er sagte, heiter, zuversichtlich, tröstend. Das Muttergefühl war geheiligter Boden für ihn.

Auch Carl Hauptmann, der das schöne ausgebaute Bauernhaus in Schreiberhau mit Gerhart teilte, kam zu Tisch mit seiner Frau, der Schwester von Gerharts Gattin. Felix Holländer und Max Marschalk fanden sich ein. Man sprach auch lebhaft von den andern Freunden, Kampfgenossen jener geistig bewegten Zeit. Brahm und Schlenther, Wilhelm Bölsche und Bruno Wille, die tapferen Naturwissenschaftler, wurden erwähnt. Hugo Ernst Schmidt, der stille, kluge Maler, der dann in Hauptmanns „Michael Kramer“ als Lachmann wiederkehrte, der feine Künstler märkischer Landschaft Walter Leistikow, Carls alter Lehrer, der große Ernst Haeckel in Jena — sie alle gehörten als Abwesende doch dazu, und ihre Angelegenheiten wurden in dieser Tafelrunde besprochen.

Gerhart Hauptmann hat die Stunden bei Tisch immer geliebt. Es gab eine feine Kost und erlesenen Wein bei ihm, und das Gute genießend, ließ man es nie in banale Genußsucht sinken. Wer ein gutes Lachen zu bringen wußte, war Hauptmann der liebste Gast. Der Anlaß konnte sogar ein bißchen gewagt sein. Er begrüßte es, wenn Masken fielen, wenn Menschen sich so gaben, wie sie wirklich waren.

Ich sehe ihn noch mit dem guten schlesischen Gesicht, das so jäh zu kampfbereiter Leidenschaft sich wandeln konnte, am goldenen Johannisberger nippen, die schmale, nervige Hand, die alles von ihm sagte, zur hohen Stirn heben, zu dieser gefurchten, verschließenden und offenbarenden Stirn, die immer etwas zu schmerzen schien. Sein bezähmter Mund lächelte, während die Augen, ernst grü-